

Auf dem Surfbrett über den Atlantik

Oder: Praktische Theologie als Handwerk und Abenteuer

Der Mann, der den Atlantik auf dem Surfbrett überquert, meint, er stelle ein Abenteuer her. Aber er stellt eine Abenteuergeschichte her. So argumentiert Peter Bichsel in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Das Wissen, dass es Geschichten gibt, Erzählbares, ist im Grunde die Motivation für sein Handeln. Auch der Gefangene, der an einem Tunnel gräbt, gräbt an seiner eigenen Geschichte.¹

Gleichen die Geschichten mit der Praktischen Theologie, die ich selber in den letzten dreißig Jahren hergestellt habe, einer Überquerung des Atlantik auf dem Surfbrett? Wohl kaum. Oder eben doch? Gleichen sie der Geschichte des Gefangenen, der einen Tunnel gräbt? Wohl eher. Und eben doch nicht. Gewiss: Ich erzähle gerne Geschichten. Ganz sicher habe ich aber meine Geschichten nicht erlebt, um sie nun zu erzählen. Oder eben doch? Wie immer ich es drehe und wende: Ich schreibe meine Geschichte nach verborgenen Erzählvorlagen. In ihr werden Metaphern ihr Unwesen treiben, die andere vor mir zum Erzählen verleitet haben. Erzählen heißt: deuten. Erzählen suggeriert: ein Selbst zu haben, das erzählt.

Wie allerdings wäre es, wenn dieses Selbst nicht Eines, wenn es viele wäre? Soll ich meine Geschichte etwa hin auf Religionspädagogik erzählen? An einem bestimmten Punkt meiner Biographie bricht sie ab. Soll ich erzählen, wie ich Mitglied der Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen geworden bin? Ich arbeite doch heute als Theologe. Wie ist es mit anderen Bewegun-

¹ *Peter Bichsel, Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Neuwied/Berlin 1982, 76.*

gen in meinem Leben, hin zu den Ingenieurwissenschaften, gar zum Jazzpianisten, Wunschberufen, deren Aussichtslosigkeit ich vielleicht zu früh begriff? Soll ich auch davon erzählen? Und was bedeuten all jene Geschichten, die ich hier nicht erzählen kann, die verdrängten, abstrusen und abseitigen? Sie haben doch nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass ich heute als Pastoralpsychologe arbeite. Lässt sich aus diesem Gewirr von Geschichten, das mein Werden ausmacht, praktisch-theologisch Stimmiges herauslesen?

Vielleicht ist dies gar nicht nötig. In einer Arbeit zum Schicksal des Selbst in der Postmoderne ist mir eine andere Sichtweise wichtig geworden.² Es ist die Sicht eines Selbst, das in seinen verschiedenen Geschichten (und nicht in einem imaginären Raum jenseits) lebt, sich findet und verliert. Es ist ein Selbst, das im Erzählen stets neu wird, sich durch die Operatoren „ich“ und „du“, „hier“ und „dort“, „damals“ und „morgen“ laufend definiert, ein Selbst als „Narration in Transformation“³ und nicht als Dramaturg hinter den Kulissen seiner Geschichten. Dies bedeutete allerdings einen Verzicht auf die Vorstellung, die verschiedenen, in Geschichten lebenden Selbstanteile auch eines Praktischen Theologen ließen sich ans Gängelband einer integrierenden (Psycho- oder Theo-) Logik legen. Dieses Selbst handelte vielmehr aus Hoffnung, dass seine Geschichten trotz ihrer Gebrochenheit und widersprüchlichen Vielfalt erzählbar sind – und gerade so gehört werden.

Ich beginne von vorne. Geschichten haben doch einen Anfang. Nur: Wo liegt eigentlich dieser Anfang? Ich sehe mich – wahrscheinlich war ich etwa fünf – auf dem riesigen Dachboden eines Pfarrhauses stehen. Meine Mutter hängt Wäsche. Mich beschäftigt eine Frage. Man hatte mir erzählt, alles habe mit Gott angefangen. Mir stockte der Atem beim Gedanken, dass es vor diesem Anfang nichts anderes gegeben haben sollte. Kinder haben Eltern, Eltern haben Großeltern und diese haben höchstwahrscheinlich wieder Eltern gehabt, bis zurück zu Gott. Nur vor ihm sollte nichts anderes

² Christoph Morgenthaler, *Subjekt, Story und Tradition*, in: *Godwin Lämmermann u.a. (Hgg.), Bibeldidaktik in der Postmoderne*, FS Klaus Wegenast, Stuttgart u.a. 1999, 90ff.

³ Bernd Vaassen, *Die narrative Gestalt(ung) der Wirklichkeit. Grundlinien einer postmodern orientierten Epistemologie für die Sozialwissenschaften*, Bamberg 1994, 246.

gewesen sein? Ich kann mich an die Antwort meiner Mutter nicht erinnern. Vielleicht hat sie auch gelacht oder ihren Ältesten mit einer Geschichte abzulenken versucht. Sie war wieder schwanger.

1. Angefangen anfangen

Ich bin am 23. Dezember 1946 in der Schweiz geboren. Meine ersten dreizehn Lebensjahre habe ich in einem Pfarrhaus verbracht, in Hilterfingen, einem Dorf am Thunersee, mit bester Aussicht auf die schneebedeckten Riesen des Berner Oberlands. Pfarrerssohn zu sein hieß: hineingestellt zu werden in ein zuerst schwer verstehbares Gewirr von Gruppen, Beziehungen, Klatsch, Erwartungen, Rollen und Zumutungen. Wahllos kommen mir in den Sinn: der „Nähverein“, der sich im Pfarrhaus traf und mit zittriger Stimme Lieder sang (die Mäntel im Flur dufteten nach Mottenkugeln und billigem Parfüm und wir hatten ruhig zu sein); Kirche und Kirchturm, in denen wir rumwieselten, bis der Küster uns laut schimpfend von dannen jagte und das Spiel erst recht beginnen konnte; die Speere, Schilde und Masken des Missionars, die auf einem Dachboden sicher gelagert waren, bis wir sie entdeckten; die Nachbarin, die unten am Sträßchen, das zum Pfarrhaus führte, auf der Lauer lag und allem, was sich für Pfarrerskinder nicht gehörte, mit keifender Stimme Einhalt zu gebieten versuchte; die Knochen verblichener Hilterfinger Bürger, die wir bei unseren Spielen um die Kirche ausbuddelten und die ganz still waren. An Geschichten, Hinweisen, Verboten, Geschenken und anderem mehr war zudem abzulesen, dass dies alles zu tun hatte mit jenem Wesen, dessen Auge an der Decke im Kirchenschiff zu sehen war und das ohne Lidschlag zu beobachten schien, was sich abspielte. Draußen im weiten Pfrundland und dem damals noch fast verkehrsfreien Dorf erlebten wir trotzdem unsere herrlichen Stunden. Die Erwachsenen jedenfalls waren zu beschäftigt, die Kinder in der Nachbarschaft zu zahlreich, als dass religiöse und soziale Kontrolle wirklich durchschlagende Wirkung erzielen konnte. Dass unser Pfarrhaus, samt Kind und Kegel, Mäusen und Kaninchen ein „Haus in der Zeit“⁴

⁴ *Richard Riess*, Haus in der Zeit. Das evangelische Pfarrhaus heute, München 1979.

war, geprägt durch die fünfziger Jahre und den beginnenden Aufschwung, durch eine historisch einmalige „Hochzeit“ familiärer Werte und die Kontinuität eidgenössischer Mythen, die der Krieg nicht gebrochen, sondern zu neuer Blüte getrieben hatte, dies ist mir erst deutlicher geworden, als ich später in meinem Leben wieder in Pfarrhäuser eintauchte, mich die Vergangenheit einholte und zugleich die Differenzen immer sichtbarer wurden, die dieses Haus in der Zeit seither radikal verändern.

Mein Vater galt als streitbarer Barthianer der ersten Generation und war es auch. Ich erinnere mich an gewaltiges Getöse theologischer Debatten am Mittagstisch, wenn Kollegen zu Besuch waren (mein Bruder und ich entwickelten ein Spiel, in dem wir uns mit Kartonschwertern duellierten und das wir „Karli-Barth-Spiel“ nannten). Meine Mutter durchwob mit tausend Geschichten und Liedern unsere Kindheit und unsere Phantasie. Zugleich war sie beschäftigt als Pfarrfrau mit vielen öffentlichen Verpflichtungen. Beide Eltern stammen aus großen Familien, deren Verästelungen mir als Kind immer undurchschaubar blieben. Und doch müsste ich auch von ihnen erzählen, wenn ich begreiflich machen will, wer ich geworden bin. Es hatte alles schon lange angefangen, bevor ich anfang. Ich müsste etwa von der früh verstorbenen Mutter meines Vaters erzählen, die auf dem Sterbebett ihren sieben Kindern das Versprechen abrang, eines oder besser doch zwei sollten ihr Leben in den Dienst des Herrn Jesus stellen. Die Älteste wurde Missionarin. Mein Vater Theologe. Den Schritt von der methodistischen Kirche, in der er zuerst Prediger werden sollte, hinein in eine landeskirchliche Gemeinde bedeutete eine Befreiung.

Dies alles hat mich geprägt und spiegelt sich direkt oder gebrochen in meinem Verständnis von Praktischer Theologie: Biographische Reflexion wurde insgesamt zum Ferment meines Denkens (meine Geschichte habe ich mehrfach von Grund auf neu erzählen gelernt, bis ich sie besser verstand und sie mich nicht mehr so besetzte). Die Vielschichtigkeit religiöser Symbolik – beispielsweise das Ineinander von sexueller Neugierde und irritierter Metaphysik im Denken von Kindern und Erwachsenen – begann mich nachhaltig zu beschäftigen. Die Leiden eines Pfarrersohnes (laut einer wohlmeinenden Nachbarin war ich der „drittliebste Knabe“ im Dorf) haben in mir einen tiefen Groll gegen Vereinnahmungen durch theologische Positionen und fixierte Rollen hinterlassen,

der später manche meiner fachlichen Optionen und Abgrenzungen beeinflusst hat. Und trotzdem erscheint mir Kirche auch heute noch als ein vielfältiges Spielfeld des Lebens, an dessen Entfaltung die Praktische Theologie ihren Beitrag leisten soll.

Nach dem plötzlichen Tod meines jüngsten Bruders, der unsere Familie von Grund aus veränderte – erst Jahrzehnte später konnten wir gemeinsam darüber sprechen – erfolgte 1960 der Umzug nach Bern, an den Rand der Bundesstadt mit ihrem behäbigen Beamtenstolz. Ich besuchte das Gymnasium in einer freien evangelischen Schule. Daran schloß sich (scheinbar) bruchlos das Studium der evangelischen Theologie in Bern an (einen Wechsel in die Ingenieurwissenschaften fasste ich allerdings mehrmals ernsthaft in den Blick). Horizonte begannen sich zu weiten durch Auslandssemester. Im „CUP“, dem „Centre Universitaire Protestant“ in Montpellier lernte ich französische Kultur und Literatur, französischen Protestantismus und die kleine alltägliche französische Revolte lieben. In Oxford waren es Pragmatismus und anglosächsische Ironie, die ich gerade auch als Element theologischer Arbeit schätzen lernte. Im Halbdämmer des allmorgendlichen „Chapel Service“ wurde ich zudem mit einer liturgischen Tradition konfrontiert, deren bergende aber auch beengende Kraft ich als Schweizer Reformierter zögerlich-fasziniert zur Kenntnis nahm.

2. Praktische Theologie als Entdeckung

Es folgte eine prägende Erfahrung am Schluss meines Theologiestudiums: Als Übergang zum Vikariat – einem damals halbjährigen Gemeindepraktikum unter Leitung eines Lehrpfarrers – war ein vorbereitender Kurs von sechs Wochen Dauer vorgesehen. Die Daten standen fest, die Experten ebenfalls. Wir Frischexaminierten verbündeten uns als Gruppe, weigerten uns, in die vorgesehenen Strukturen einzusteigen, luden die Experten aus, was nicht ohne Lärm abging, und entwickelten gemeinsam unseren eigenen Kurs – Nachbeben von '68 waren auch in Bern registrierbar.

Nie in meinem Leben habe ich in sechs Wochen mehr gelernt. Kollegen brachten mir in epischen Debatten die Bedeutung der kritischen Theorie der Frankfurter nahe. Übungen in Gesprächsführung fügten sich an eine Selbsterfahrungsgruppe, stundenlange

akribische Nachgespräche an erste Versuche im Unterricht, die Entwicklung von wundervollen Lernzieltaxonomien an das gemeinsame Selbststudium der Curriculum-Theorie. Die sechswöchige Dauerreflexion all dieser Erfahrungen geriet zum Abenteuer. Praktische Theologie wurde für mich zum Schritt der Emanzipation aus einem Gehäuse von Theologie, das mich bis dahin beengt hatte. Ich war fasziniert davon, wie fruchtbar theologische Kategorien werden können, wenn sie mit existentiellen Fragen und praktischen Erfahrungen konfrontiert und auf ihr Deute- und Handlungspotential abgesucht werden. Es war evident, wie aufschlussreich wiederum die Erfahrung mit kleinen Schulkindern, mit unserer sperrigen Gruppenvielfalt und unseren biographischen Prägungen für das Verstehen dessen war, was Theologie bedeuten kann. So wurde Praktische Theologie für mich in vieler Hinsicht zur Entdeckung: Sie bildet Wirklichkeit nicht ab, wie sie ist; sie macht sichtbar (Klee); sie ent-deckt: Zusammenhänge, Hintergründe und Abgründe dessen, was uns in gutbürgerlicher Tradition vor '68 gelehrt wurde, was '68 erschütterte und die folgenden Jahre in vielfacher Umkehrung prägte. Sie macht auch Perspektiven ungelebten Lebens sichtbar, die in Tradition und Situation verborgen sind, und kann sie in eine neue Praxis hinein entfalten.

Es folgten: Freud-Lektüre. Eine Balintgruppe. Eine Psychoanalyse. Beginn des Zweitstudiums in Psychologie mit den Schwerpunkten Sozialpsychologie und klinische Psychologie. Erste Vorböten der Seelsorgebewegung erreichten Bern. Heje Faber demonstrierte 1970 mit einer kleinen Gruppe vor einem großen Auditorium, was klinische Seelsorge leisten kann. Hans van der Geest begann im Diakoniewerk Neumünster in der Nähe von Zürich seine Arbeit als Ausbildner in CPT. Klaus Wegenast, der damals den Lehrstuhl für Religionspädagogik in Bern übernahm und dessen Assistent ich von 1972–1975 dann wurde, gelang es, uns die Implikationen der Praktischen Theologie, auf deren zeitgeschichtliche Spur wir uns gesetzt hatten, mit Witz, Engagement und Eloquenz vor Augen zu führen: die Notwendigkeit einer empirischen Wende der Praktischen Theologie, die theologische Dignität von kniffligen Schülerfragen, den geheimen Charme einer ausgefeilten didaktischen Analyse, hermeneutisches Arbeiten als Leitvorstellung einer verstehenden Praktischen Theologie – und nicht zuletzt das Schreiben als Last und Lust. Mein erstes Buch entstand.

3. Sozialisation und Religion

Sicher war es kein Zufall, dass mich die Frage beschäftigte, wie sich individuelle Religiosität in einer langen Lerngeschichte entwickelt. In dieser Fragestellung rumorten die Pfarrhausgeister. Zugleich spiegelte sie Zeittypisches. Der Aufbruch der Praktischen Theologie in den siebziger Jahren war geprägt von einer breiten Rezeption der Sozialwissenschaften. Auch ich war fasziniert davon. Die Breite und Komplexität psychologischer Fragestellungen und Methoden, die ich mir – Statistik I und II inbegriffen – mit Lust aneignete, schaffte Raum zu eigenem Denken. Sozialwissenschaftliche Forschungs- und Theorieansätze lernte ich als Hilfe zum kognitiven Durchdringen von Zusammenhängen nutzen, die ich vorher mehr ahnte als verstand. So war dies auch mit Theorien und Forschungen zum Prozess religiöser Sozialisation, die ich breit darstellte und deren Bedeutung für religionspädagogische Theorie und Praxis ich zu würdigen suchte.⁵ Mein besonderes Augenmerk galt den Mechanismen der praktisch-theologischen Rezeption sozialwissenschaftlicher Forschung. Mit welchen Theorieansätzen lässt sich Praktische Theologie überhaupt ein? Ich entdeckte: Was Theologen als Sozialwissenschaft wahrnehmen, hat mit dem Selbstverständnis akademischer Sozialwissenschaft oft herzlich wenig zu tun. Kritik an Verzerrungen der theologischen Rezeption und den Vereinfachungen des „Stille-Post-Effekts“, der sich dabei nicht selten einstellt, begleitet mich seither.

Die Arbeit an diesem Thema und das Psychologiestudium führte mich in eine große innere Spannung. Ich nahm in der Psychologie nicht nur ein neues Paradigma von Forschung wahr, das meinen frühen ingenieurwissenschaftlichen Interessen irgendwie entgegenkam. Ich wurde damit auch mit einem Modell der Erklärung sozialer Wirklichkeit konfrontiert, das in gewisser Weise komplementär, wenn nicht in direktem Gegensatz zu jenem Verständnis von Wirklichkeit stand, das ich in der Theologie kennen gelernt hatte. Über diesen Gegensatz halfen mir alle praktisch-theologischen Vermittlungsversuche nicht hinweg. Ließ sich das, was ich

⁵ *Christoph Morgenthaler*, Sozialisation und Religion. Sozialwissenschaftliche Materialien zur religionspädagogischen Theoriebildung, Diss., Gütersloh 1976.

theologisch gelernt hatte, nicht genauso gut, wenn nicht besser, mit psychologischen Kategorien aufschlüsseln (die Psychoanalyse tat das Ihre zur Zuspitzung dieser Anfragen)? Diese Frage begleitet mich seither in meiner Arbeit als Praktischer Theologe. Ich fand nicht leicht zum Ausgleich jener Wissenswelten, die ich in Theologie und Psychologie kennen gelernt hatte, und bleibe skeptisch gegenüber schnellen Harmonisierungen. Meine Erfahrung ist vielmehr die: Als Psychologe wurde ich bei den Theologen zum verdächtigen Subjekt. Als Theologe blieb ich unter Psychologen ein interessanter Exot. Psychologie(n) und Theologie(n) verstehe und erfahre ich auch heute wechselweise als konkurrierende, komplementäre, sich gegenseitig kritisierende, im besten Fall dialogfähige Disziplinen. Gesetzt war damit aber eine lebensgeschichtliche Option, hinter die ich nicht zurück konnte und über die ich mich nicht schnell hinaustreiben lasse: Mein Verständnis Praktischer Theologie entwickelt sich seither an dieser Schnittstelle von theologischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Mein Weg führte mich vorerst noch stärker ins Reich der Psychologie.

4. Handlungsbegleitende Kognitionen

Im Psychologiestudium (1971–1979) setzte ich einen Schwerpunkt im Fach Sozialpsychologie. Besonders wichtig wurde die Arbeit im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts, das der Sozialpsychologe Mario von Cranach anschließend an eine lange Tradition der Handlungsforschung entwickelte. In einer Rahmentheorie wurde Handeln als zielorientiertes Verhalten konzeptualisiert. Es gliedert sich auf verschiedenen Ebenen in Handlungsschritte, wird durch komplexe kognitive und emotionale Prozesse gesteuert und fügt sich in umfassendere soziale Handlungskontexte ein. Ich war einer der Ersten im Projekt, die sich mit der Analyse handlungsbegleitender Kognitionen beschäftigten. In einer qualitativ angelegten Studie untersuchte ich Pfarrer und Konfirmandinnen und Konfirmanden.⁶ Wie verarbeiten sie Unterrichtssequenzen? Wie steuern sie auch kognitiv ihr Handeln in hochkomplexen Interaktionssitu-

⁶ *Christoph Morgenthaler*, Handlungsbegleitende Kognitionen, Bern 1980 (Diss., hekt.).

ationen und richten es auf Ziele und Werte aus? Ich erarbeitete ein umfangreiches inhaltsanalytisches Instrumentarium, mit dem sich solche Kognitionen analysieren ließen. Dabei konnte ich an konkreten Unterrichtssequenzen aufweisen, welche Kognitionstypen in welcher Art bei der Organisation von Handeln im Unterricht aktiviert werden. Es ließ sich zeigen, wie das konkrete Handeln im kirchlichen Unterricht in einzelnen psychischen Akten durch internalisierte Wertvorstellungen und Normen der Handelnden, beispielsweise ihre theologischen und ethischen Vorstellungen, beeinflusst wird. Die Arbeit wuchs sich aus und wurde schließlich – ohne dass ich dies eigentlich geplant hatte – zur zweiten Promotion im Fach Psychologie (1979). Ist es Zufall, dass ich gerade sie nie als Buch publizieren konnte?⁷ Hier liegt einer jener „Stoffe“, die ich nicht so ausarbeiten konnte, wie ich eigentlich wollte. Biographisch war anderes angesagt als die Arbeit im stillen Kämmerlein der Wissenschaft.

5. Praktische Theologie als kritische Theorie kirchlichen Handelns

Ich verabschiedete mich von der Universität und zog nach intensiven Gesprächen mit meiner Frau, die mich zu diesem Schritt herausforderte, in ein Pfarrhaus. Mit von der Partie war unsere halbjährige Tochter, zu der sich in den folgenden Jahren zwei muntere Söhne gesellten. Kreise schloßen sich und neue öffneten sich dadurch. Acht Jahre (1978–1986) arbeitete ich als Pfarrer in Burgdorf, einer Kleinstadt, zusammen mit vier Kollegen. Die Altstadt mit Luxuswohnungen und erbärmlichen Klappen sowie die Wohntürme einer Großüberbauung ohne Infrastruktur gehörten zu meinem Pfarrkreis. Ich schlug mich mit 50 Konfirmandinnen und Konfirmanden, hatte 40 Beerdigungen im Jahr zu besorgen, war zuständig für Regionalgefängnis, Spital- und Altersheimbesuche, schrieb in Serie Predigten, Andachten und Sonntagsgedanken für die Lokalzeitung – und trug in der Nacht im Wechsel mit

⁷ Vgl. aber: *Mario von Cranach* u.a., Zielgerichtetes Handeln, Bern u.a. 1980, 225–268, wo wichtige Resultate der Untersuchung referiert sind.

meiner Frau unsere erbärmlich schreiende Tochter durch die Zimmerfluchten unseres Hauses, bis sie wieder schlafen konnte. Später gelang es mir, eigene Initiativen zu entwickeln, zum Beispiel ein Projekt der Gemeinwesenarbeit und Quartieranimation in der genannten Großüberbauung. Pfarramtliche Praxis erfuhr ich als vielschichtige, in sich gleichzeitig zusammenhängende und zerklüftete, hochkomplexe Arbeit. Von diesen vielfältigen Erfahrungen (und den familiären Herausforderungen) her musste ich Praktische Theologie für mich nochmals neu erfinden. Wie kann eine Theorie entwickelt werden, welche dieser Komplexität mit ihren vielen Anforderungen auf persönlicher, zwischenmenschlicher und intellektueller Ebene gerecht wird? Die Frage weckte nicht nur meinen praktischen, sondern auch meinen intellektuellen Ehrgeiz. Mit einer gewissen Sturheit, die durch die Handlungszwänge des Pfarramts eher verstärkt denn gemildert wurde, blieb ich meinen Interessen treu. Wie lassen sich Einsichten der Sozialisationsforschung in einem Kurs für junge Eltern umsetzen? Wie kann Gruppenpsychologie in Konfirmandenarbeit und Gemeindeaufbau fruchtbar werden? Wie werden Einsichten der Traumpsychologie in ein Jahresthema umgesetzt, in Altersarbeit, Predigt sowie Seelsorgegesprächen durchdekliniert? Mit zunehmender Dauer meiner Praxis merkte ich zudem, dass ich keine befriedigenden Antworten auf diese Fragen finden konnte, wenn ich nicht zugleich mein ganzes theologisches Wissen und Können überprüfte und erweiterte.

Dies hat mich geprägt und nicht selten an den Rand der Erschöpfung geführt. Seither möchte ich Beiträge an einer Praktischen Theologie leisten, die nicht nur im universitären Feld diskursfähig ist, sondern auch Gemeinden und Pfarrerinnen und Pfarrern als kritische Theorie kirchlichen Handelns zur Inspiration und Reflexionshilfe wird. Trotz der vielfältigen Belastungen versuchte ich, den Kontakt mit der akademischen Arbeit nicht zu verlieren. Eine besonders interessante Phase begann für mich, als ich nach der Habilitation Pfarramtstätigkeit und erste Lehrveranstaltungen in Zürich und Bern miteinander verbinden konnte. Trotzdem bedeutete es eine große Erleichterung, dass ich 1985 auf einen Lehrstuhl für Seelsorge und Pastoralpsychologie an die Universität Bern gewählt wurde, der neben Religionspädagogik und Homiletik damals neu geschaffen werden konnte.

6. Die Hermeneutik des Selbst und der Traum

Die Konzentration auf pastoralpsychologische Fragestellungen, die nun möglich wurde, fand einen ersten Ausdruck in der Arbeit am Thema des religiösen Traums.⁸ Bereits in der Lehranalyse faszinierten mich die Präzision der Traumbilder und ihre lebenserschließende Kraft. Dieses Interesse begleitete mich ins Pfarramt und verdichtete sich später in der therapeutischen Praxis und in Kursen. Besonders inspiriert hat mich zudem Charles Gerkin, den ich 1993 während eines Forschungsurlaubs in den USA persönlich kennen lernte. In seinem Buch „The Living Human Document“ stellt er aufschlussreich dar, wie das Selbst des Menschen in stetigen Prozessen der Interpretation entsteht, sich entwickelt und verändert.⁹ Zur Weiterentwicklung einer hermeneutisch orientierten Pastoralpsychologie, wie sie auch in Deutschland etwa von Joachim Scharfenberg gefordert wurde, schien mir gerade die Traumpsychologie ein fruchtbares Feld. Sie vermag unter wechselnden Aspekten zu zeigen, wie sich Menschen in der Aneignung des Fremden und Abseitigen ihrer Träume selber finden, Sinn generieren, sich entwickeln und wie Traumerfahrung auch als religiöse Erfahrung verstanden werden kann. Die Untersuchung religiöser Träume schien mir in besonderer Weise eine „via regia“ der Pastoralpsychologie: An ihnen lassen sich wichtige Einsichten zur Entwicklung des religiösen Urteils eines Menschen gewinnen. Sie lassen sich nutzen als Weg zu einer kritischen Innenansicht von Kirche und religiösen Rollen und erlauben zugleich – gerade wegen ihrer poetischen Eigenschaften – spielerische Distanz. Religiöse Träume enthalten zudem oft einen ganz eigenwilligen Umgang mit religiösen Traditionen. Aus der Analyse solcher Träume lässt sich eine Hermeneutik ableiten, die die Dimension des Unbewussten mit einbezieht. Auch hier blieb mir eine auf soziale Zusammenhänge hin offene Sicht wichtig: Religiöse Verhältnisse des Tages spiegeln sich in den Szenerien der Nacht, wie eine Inhaltsanalyse religiöser Frauen- und Männerträume zeigte. Sie inszenie-

⁸ *Christoph Morgenthaler*, *Der religiöse Traum, Erfahrung und Deutung*, Stuttgart u.a. 1992.

⁹ *Charles Gerkin*, *The Living Human Document, Re-Visioning Pastoral Counseling in a Hermeneutical Mode*, Nashville 1984 (3rd print. 1989).

ren traditionelle Geschlechtsrollen und deuten zugleich in Ansätzen deren Überwindung an. Träume besitzen deshalb auch Handlungsrelevanz. Mit utopischer Kraft zeichnen sie Perspektiven, ohne sie vorzuschreiben.

Beim Formulieren fragte ich mich, ob sich mein Thema nicht auch in der sprachlichen Form zeigen müsste, die ich ihm zu geben versuchte. Anstatt wissenschaftliche Sachprosa und Traumsprache auseinander zu dividieren, entschloß ich mich, die beiden Sprachebenen zu verbinden. Entstanden ist daraus ein Text, der nicht einfach zu verstehen ist (wie mir Leserinnen und Leser mehr oder weniger vorsichtig beigebracht haben), den ich aber gerade wegen seiner Vielschichtigkeit liebe. Daraus ergab sich eine Frage, die mich seither begleitet: Darf Wissenschaft auch poetisch sein? Muss die Sprache der Praktischen Theologie nicht auch eine Sprache sein, die sich selber transzendiert und immer neu auch auf die Anwesenheit des Abwesenden hinweist, wenn sie ihrem Gegenstand gerecht werden will?

7. Wie wird und bleibt man engagiert und kompetent Pfarrer/in?

Seit meiner Assistentenzeit haben mich Fragen der Aus- und Weiterbildung von Theologinnen und Theologen fasziniert. In einem aufwendigen Prozess, für den ich mich jahrelang einsetzte, haben die reformierte Kirche des Kantons Bern und unsere Fakultät ein Reformprojekt in der theologischen Grundausbildung entwickelt und realisiert, das seit 1997 in Geltung ist: Alle Studierenden, die an unserer Fakultät ein theologisches Lizentiat anstreben, müssen ein Feldsemester absolvieren. Dieses wird als ein Verbund praktischer Erfahrung und theoretischer Reflexion in verschiedenen gesellschaftlichen und kirchlichen Bereichen realisiert. Dieses Feldsemester erweist sich seither als ein dynamisches Element in der theologischen Grundausbildung, das vor viele theologische und didaktische Fragen stellt.

Parallel dazu entwickelte sich eine zweite didaktische Herausforderung. Weiterbildung wurde in der Schweiz seit Mitte der achtziger Jahre als neue Grundaufgabe der Universität erkannt und institutionalisiert. So entwickelte auch unsere Fakultät längere

Weiterbildungsprojekte. In Zusammenarbeit mit Praktikern, Institutionen des Strafvollzugs und Kirchen wurde beispielsweise eine dreijährige, modular konzipierte Weiterbildung für Seelsorge im Straf- und Maßnahmenvollzug aufgebaut, an der ich stark beteiligt bin. Dieses Engagement erwies sich für mich in vieler Hinsicht als fruchtbar. Zum einen wurde es mir zum selbstverständlichen Reflexionshorizont, dass theologische Professionalität in unterschiedlichen gesellschaftlichen Handlungsfeldern nur dann erreicht und weiterentwickelt werden kann, wenn Fragen des lebenslangen Lernens von Theologie und Praktischer Theologie stärker in den Blick gefasst werden. In diesen Kursen wurde es zudem nötig, Seelsorge im Blick auf einen gesellschaftlichen Ort neu zu definieren, der sich in radikaler Form von herkömmlicher Gemeindepraxis unterscheidet. Die Welt des Strafvollzugs konfrontierte mich mit Gewalt und der Aleatorik kollektiven und individuellen Unglücks, mit Multikulturalität (in Pöschwies, einer großen Schweizerischen Strafanstalt, werden täglich bis zu 15 verschiedene Menüs gekocht) sowie fanatischer oder sprachlos gewordener Religiosität. Seelsorge hat sich zudem in einem multiprofessionellen Umfeld zu bewähren. Wie kann sie dabei innerhalb eines vielfältigen Angebots von Beschäftigung, Therapie und Beratung ihr Profil finden? Überraschend deutlich wurden die Erwartungen immer wieder von Seiten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Strafvollzugs artikuliert: Sie findet es dann, wenn sie sich auf ihre Traditionen zurückbesinnt und diese als alternative Deutungsmuster (und nicht als dominierende „große“ Erzählungen) furchtbar macht und dies überzeugend kommunizieren kann.¹⁰ Theologie wird gerade am Rand zentral.

¹⁰ In eine ähnliche Richtung zielte die Auseinandersetzung mit einem Thema, das ich hier zur Fußnote degradieren, was seiner Bedeutung nicht gerecht wird, wohl aber seiner eigenartigen Karriere im öffentlichen und kirchlichen Bewusstsein Westeuropas entspricht. Nach 1986 wurde die Auseinandersetzung um AIDS öffentlich brisant. Ich engagierte mich im Bereich der Schweizer Kirchen für einen qualifizierten Beitrag zur Begleitung Betroffener und zur Öffentlichkeitsarbeit. Vgl. dazu: *Christoph Morgenthaler* (Hg.), *AIDS – Wahrnehmen – Nachdenken – Handeln*. Ein Lese- und Arbeitsbuch für Kirche und Gemeinden, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Bern 1990.

8. Systemische Seelsorge

In einem weiteren Bereich wurde die Weiterbildungsarbeit wissenschaftlich fruchtbar: in der Suche nach einem neuen Paradigma von Seelsorge, in dem nicht mehr der Mensch im Singular sondern Menschen in ihren vielfältigen systemischen Vernetzungen im Zentrum stehen. Schon im Pfarramt war mir die Bedeutung dieser Sichtweise mehr und mehr klar geworden. In verschiedenen längeren Weiterbildungsprojekten konnte ich sie zusammen mit Praktikerinnen und Praktikern aus dem Pfarramt konkretisieren. Nachdem zuerst die Faszination systemtherapeutischer Arbeit im Vordergrund stand – Praktiker und Ausbilderinnen der Systemtherapie wirkten in den Kursen mit und steuerten ihre Expertise zum gemeinsamen Suchprozess bei –, wurde es später vermehrt wichtig, Modelle systemischen Arbeitens für die konkreten Arbeitsfelder des Pfarramts zu entwickeln. Daraus ist eine Art Lehrbuch einer systemisch orientierten Seelsorge entstanden.¹¹

Zwei Aspekte möchte ich kurz hervorheben: Jeder Gedankengang in diesem Buch sei mit einem Beispiel belegt – der schulmeisterliche Unterton in der Rezension, die dies festhielt, war unverkennbar. Und doch trifft die Beobachtung ein mir wichtiges Anliegen: Pastoralpsychologie hat sich seit ihren Anfängen bei Pfister in Zürich oder Boisen in den USA als Reflexion von Praxis in einem emphatischen Sinn verstanden. Die Begegnung, der einzelne Mensch in seiner Besonderheit oder nun eben: das Beziehungssystem mit seinen ganz eigenen Pfiffen und Kniffen werden zum Ausgangspunkt der Reflexion. Ich weiß auch den Wert vorausdenkender theoretischer Arbeit im Fach Seelsorge zu würdigen. Und doch schlägt mein Herz für diese alte pastoralpsychologische Passion: aus Geschichten und Begegnungen Impulse zu gewinnen, die das Denken nachhaltig verändern, was neue Geschichten und Begegnungen ermöglicht. Ganz abgesehen davon lassen sich gewisse Dinge nur erzählen. Wie sonst, wenn nicht durch eine Geschichte soll vermittelt werden, was sich in einer Familie abzuspielden beginnt, die sich übermüdet an den Ortspfarrer wendet, weil Gespenster umgehen?

¹¹ *Christoph Morgenthaler, Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis, Stuttgart u.a. 2000.*

Es scheint mir zudem nicht zufällig, dass dieses Buch, auf das ich ein lebhaftes, positives Echo erhalte, in einer Lehr- und Lerngemeinschaft entstanden ist. Ein roter Faden zieht sich ganz sicher durch meine Geschichte: Ich bin kein Einzelkämpfer. Ich arbeite am besten in Gruppen. Das begann in der tollen Schar von Geschwistern und Nachbarskindern ums Pfarrhaus, fand später seine Fortsetzung in der Lerngemeinschaft der Vikare und im Kreis meiner Pfarrkollegen, zeigt sich heute in der Teamarbeit unseres Instituts, an dem kaum jemand zu hundert Prozent angestellt ist (auch Teilzeit-Professuren lassen sich sinnvoll realisieren, wenn man zusammenarbeiten kann), in meiner Begeisterung für prozessorientierte Lerngemeinschaften in Aus- und Weiterbildung – und natürlich in meinem Interesse für soziale Systeme. Aber nicht nur dies: Wilfried Bions Vorstellung, dass Gedanken auf der Suche sind nach Menschen, die sie denken, wird mir für mein Verständnis Praktischer Theologie immer wichtiger. Ich bin an der Universität freigestellt, um Gedanken zu denken, die unterwegs sind, gedacht zu werden. Das praktisch-theologische Wissen, das ich mit produzieren helfe, verdankt sich einem Wurzelwerk von Gedanken, die nicht meine sind. Und es soll diesem Wurzelwerk wieder zugute kommen.

Natürlich stand bei diesem Entwurf von Seelsorge auch meine helvetische Eigensinnigkeit Pate. An der schweizerischen Seitenlinie der deutschen Seelsorgebewegung vernahm ich besorgt die Unkenrufe, die bereits das Ableben dieser Bewegung voraussagten, wenn nicht gar forderten. Zugleich ärgerte mich, dass sich diese Bewegung offenbar auf den jeweiligen Tandems (heiße der Compagnon nun Psychoanalyse oder Gesprächstherapie) festgesetzt hatte und die Entwicklung der Systemtherapie verschlief. Trotzdem verstehe ich meinen Entwurf nicht als Absage an das, was in den letzten Jahrzehnten pastoralpsychologisch erarbeitet wurde. Im Gegenteil. Die Kirche bedarf auch heute einer Seelsorge, die in ihren Arbeitsformen veränderten Umständen und Entwicklungen der Psychotherapie Rechnung trägt. Neue Impulse sind wichtig – sie haben gute Tradition.

9. Coda

Geschichten haben einen Anfang. Sie haben auch einen Schluss. Nur: Wie finde ich zum Schluss dieser Geschichte, die nicht abgeschlossen ist? Vielleicht so, dass ich an den Anfang zurückkehre. Jetzt kann ich es ja zugeben: Surfen kann ich nicht. Den Atlantik betrachte ich lieber vom sicheren Ufer. Seit einem Jahr sitze ich aber wieder an meinem Klavier, das sich nochmals – wenn auch nicht ganz ohne Risiko – stimmen ließ. Ein Forschungssemester hatte mich auf die Idee gebracht, dass ich etwas Altes neu lernen könnte. Regelmäßig zeige ich mich nun meinem Lehrer. Gegenwärtig übe ich an Bohuslav Martinus Trio für Flöte, Cello und Klavier: Fingersätze, Abläufe, musikalische Figuren. Eigenartige Akkorde, quirlige Rhythmen, melodische Linien. Handwerk und das Abenteuer des Spielens und Hörens. Ich bin gespannt, wie sich das Klavier zu den anderen Stimmen fügen wird. Ich weiß: Ich werde lange an meinem Part üben. Ich lerne langsamer. Ich werde älter. Ich übe aber auch anders. Nachhaltiger. Ich kann mich bereits an einem einzelnen Akkord freuen. Ich habe den Eindruck: Es klingt anders, wenn ich heute auf meinem alten Klavier spiele. Deshalb spiele ich weiter. Die Musik muss ich nicht erfinden, aber ich kann sie besser hören. Und immer noch bin ich gespannt, wie das Ganze klingen wird.